

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 52 (1956)

Artikel: Jagd- und Sammeltiere in Lax

Autor: Bielander, Jos.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-115063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jagd- und Sammeltiere in Lax

Von *Jos. Bielander*, Brig

Unter Jagd versteht man allgemein bloss das waidmannsgerechte Entdecken, Anpirschen, Belauern, Erlegen und Ausweiden eines Jagdwildes. Im weitern Sinne muss einbezogen werden jedes Jagdmachen auf wild lebende Tiere, auch das Sammeln. Gerade aus der Art, den Tieren gegenüber sich zu verhalten, wird die Einstellung einer Bevölkerung zur unvernünftigen Kreatur offenbar.

In diesem Beitrage soll gezeigt werden, was man in Lax jagte, warum und wie.

Die grossen Wildtiere, die in alten Reiseberichten, Chroniken und Abscheiden genannt werden, wie Wölfe, Luchse, Steinböcke, Hirsche und Rehe, auch Iltisse und anderes mehr, sind vollständig aus der Erinnerung gefallen. Man spricht davon nicht mehr, es sei denn, die Hirschgewehe, wie sie an manchem Hause in Ernen und an andern Orten noch als Zierde zu sehen sind, regen zur Frage an, ob es denn früher bei uns auch Hirsche gegeben habe. In neuerer Zeit wurden Hirsche, Rehe und Steinböcke wieder angesiedelt, doch liegt der Ort weit von Lax entfernt, so dass nur zufällig verlaufene Exemplare gelegentlich auftauchen und als *Gschenter* (Diebe) von Wiesengras und Ackerfruchthalmen nicht geschätzt werden.

Die Bärenjagd bildete vor nicht allzulanger Zeit noch ab und zu Gegenstand von Abendsitzgesprächen, vor allem die Erlegung des letzten Bären, die vor mehr als einem Jahrhundert im Untergoms am Riedbach bei Ausserbinn erfolgt wäre.

Bärentatzen an Türen, wie etwa in Naters, findet man in Lax nicht.

Dann und wann heisst es, man habe irgendwo einen Bären gesichtet – es ist nur das harmlose Aufbinden eines Bären.

Bis vor einigen Jahren gab es in Lax ein Grüpplein bekannter Nimrode. Jetzt wird, wie man versichert, kein Jagdpatent mehr gelöst, und es wird natürlich noch weniger gewildert. Der letzte Jäger, der bei der Sache geblieben ist, waltet im Alpengebiet als Wildhüter.

Wie überall in Gebirgsgegenden galt als Krone des Jagdtums die Gemsjagd. Sie wurde bei nicht wenigen zur eigentlichen Passion – der Jäger musste ganz einfach *z Jagd gab*, ob er wollte oder nicht. Dass auch materielle Gründe mitspielten, ging ins Gewöhnliche, und es wird wohl manchen nur die Höhe des Jagdpatentes von der Jägerei abgehalten haben. (Wir kennen im Wallis nur die Patent jagd, zu der grundsätzlich jeder zugelassen ist, der gewisse Be-

dingungen erfüllt, z.B. an Alter und bürgerlichen Ehren. So ist kein geringes Mittel, säumige Schuldner zum Einlösen von Verlustscheinen zu bringen, die Bestimmung, dass an einen Zahlungsunfähigen, einen Verlustscheinler, kein Jagdpatent verabfolgt wird –, eine Bemerkung, die für Lax darum nicht zutrifft, weil alle alles bezahlen).

Die Motive sind Gewinnung des Gemstieres (*Gämschi*, seltener *e Gämscha*) als ganzes: Man verwertet das Fleisch im eigenen Haushalt frisch, also gesotten oder nach einem speziellen Bratrezept nach besonderm Einbeizen, oder man salzt es ein wie Ziegen- und Schafffleisch. Bei einem Glück im Erlegen mehrerer Tiere – der landläufige Ausdruck für Gemse ist «Tier» – kommt auch der Verkauf an Metzger oder Gastwirte, etwa auch an Private (Gems-pfeffer, der wieder mehr in Gebrauch kommt), in Frage und kann einen nicht unansehnlichen Beitrag zur Bereicherung des Tisches oder der Börse bedeuten. Das Fell wird verkauft und zwar entweder ganz, mit dem Kopf, wird etwa ausgestopft und aufgestellt, oder zu andern Zwecken ohne Kopf und Extremitäten. Mancher macht als Trophäe bloss den Kopf mit den gebogenen Hörnern an eine Wand auf, während das Fell vom Kürschner *pfütlet* wird und vor allem als Bettvorlage dient. Sowohl Schuss wie Verwertung scheinen in Lax nicht von dem, was an andern Orten bräuchlich war, abgewichen zu sein.

Jägerlatein wird verstanden und gesprochen, doch scheint es nicht am Platze, hier Proben davon zu geben. Angeführt sei, dass das Gemsbluttrinken nicht so sehr dem Latein angehört, sondern offenbar von einzelnen Jägern gepflegt wurde, wobei es sich fragen liesse, ob man von der Idee magischer Einflüsse ausging, wie sie bei jedem Bluttrinken behauptet werden (bei uns kaum wahrscheinlich, dafür denken die Leute zu gläubig und zu real), oder ob man natürliche Erwägungen anstellte: Nährwert, Schutz gegen Kälteempfindung, vor allem Mittel gegen Gratschwindel. Nach den mir zugekommenen Aussagen genossen die Jäger von Lax nie Gemsblut. Auch das Essen des Gemsherzens zur Stärkung des Mutes und zur Förderung des Waidmannsherzens war nicht bräuchlich. Grossen Wert mass man dem Gemsfett bei, das nicht nur zu Heilzwecken im Haushalt, sondern auch als Handelsware geschätzt war.

Als Waffen dienten der Martinistutzer oder das Vetterligewehr. All die Jagdarten, wie sie gegen die Regeln des Waidmannswerks etwa verwendet werden, das Wildern eingeschlossen, scheinen bei uns verpönt gewesen zu sein. So fand ich keine Bestätigung dafür,

dass man *Salzläckine* anlegte: Die Gemsen befriedigen ihr natürliches Bedürfnis nach Salz damit, dass sie zerfallende, sich zerlösende Felsstellen, an denen sich irgendwie Salz ausscheidet, belecken. Jäger machen sich dies zunutze, legen an solche Stellen wirkliches, also Kochsalz hin, haben die Tiere daher sicher in Schussrichtung.

Da die Gemsejagd an körperliche Leistungsfähigkeit, an Geschick und Ausdauer wie auch an Treffsicherheit enorme Anforderungen stellt, begnügen sich manche Jäger mit der Hochjagd auf Murmeltiere (*Murmeta*, *Murmete*), die selbstredend auch vom Gemsejäger nicht verschmäht werden. Ihr Abschuss erfolgt mit den selben Waffen. Graben nach den schlafenden Murmeltieren, Legen von Schlingen (*de Murmete lätsche*), Anbringen von Fallen ist verboten, gilt aber auch als unanständig. Etwa einmal erzählte ein Alpknecht, dass er der Versuchung nicht widerstehen konnte und bei günstiger Gelegenheit ein Murmeltier mit einem Stock erlegte. Es lässt sich aber fragen, ob es sich nicht um ein eingebildetes Erlebnis handelte, da es sehr schwer hält, so nahe an ein *Murmeggi* heranzukommen, dass es mit einem Stock erschlagen werden kann. Unmöglich ist es allerdings wohl nicht.

Die Murmeltierjagd gestaltet sich ziemlich gewinnbringend, wenn der Jäger ein Meister seines Faches ist und Glück hat. Während die Felle weniger Wert mehr haben, auch zur Anfertigung von warmen Stückchen kaum mehr in Frage kommen, wird das Fleisch immer noch geschätzt. Wie bei der Gemse wird es gesotten, behält dann trotz Entfernung des Fettes einen Geruch des Wildes (*äs wildelet nu*), ist auch noch sehr feist und daher für viele beinahe ungenießbar. Anders wird es, wenn eine gute Verarbeitung, ein kunstgerechtes Einbeizen vorangeht und nach bewährtem Rezept gebraten wird. Nach Spezialrezept werden Murmeltiere auch zu Trockenfleischgewinnung verwendet und munden im Winter vor trefflich. Die Rezepte sind entweder allgemein bekannt und überall dieselben, oder sie bleiben Geheimnis der betreffenden Jägerfamilie, so dass es keinen Wert hatte, darüber eingehende Erhebungen zu machen. Jedenfalls muss der Waidmann selbst oder seine Hausfrau sich in der Sache gut auskennen.

Von ganz besonderem Werte ist das Murmeltierfett, die *Murmefesti*. Man hält davon stets daheim einen Vorrat, um bei Entzündungen und Verstauchungen usw. von diesem heilsamen Fett zu besitzen, verkauft es aber auch an Heilinstitute und Apotheken. Für den einen ist Murmeltierfett ein Allheilmittel – sogar gegen Magengeschwüre – für andere reduziert sich der Wert auf einige

wenige Anwendungsfälle, wie Nachfragen ergaben. Man will auch hierin eine gewisse Diskretion gewahrt wissen.

Nicht abgeschätzt wird auch die Jagd auf Schneehasen oder Grathasen, ohne dass man ihnen grössern Zeitaufwand widmen würde, höchstens, wenn die Pelze gefragt sind. Natürlich schätzt man das gute Wildbret, das im Grathasenfleisch steckt (weisser Hase).

In den höhern Regionen ist auch das Wiesel (*ds Härmji*) oder Hermelin zu treffen. Das Fleisch gilt nicht als verwertbar, dagegen wird das Tierchen gejagt, wenn Nachfrage nach seinem Pelz auftritt (Fallenjagd). Doch erinnert man sich nicht mehr an eine solche. Man bewirft es mit Steinen oder sucht es mit einem Stock zu erreichen, weil es als giftig gilt. Das Wiesel steht im Verdacht, Kühe und Ziegen zu saugen, und es soll dann vorkommen, dass es die Tiere beisst, weshalb ihm der Ruf eines Schädlings, den man vernichten muss, nachgeht. Die Nachfrage kann sich auch daher leiten, dass Private oder naturwissenschaftliche Institute solche Tiere zum Ausstopfen suchen. Eine früher sehr lohnende, aber heute kaum mehr bekannte Jagd gilt dem Marder, *Madri* oder *Mardri*, seines gesuchten Pelzes wegen (Fr. 300.-). Auch soll er genascht und gebissen haben, so dass man ihn vertilgen sollte. Die jüngere Generation kennt ihn wohl kaum mehr aus eigener Beobachtung.

War die Hochjagd beendet, setzten manche Jäger das Waidmannswerk fort in der Niederjagd: Waldhasen (brauner Hase) waren das gesuchteste Wildbret. (Die Laxer Jäger waren wohl auch selber Jäger auf Hasen, doch kam es nicht selten vor, dass sie Auswärtige geleiteten [Herrenjagd].) Dazu verwendete man früher Hasenfelle zu wärmenden Stücken, sogar zu Handschuhen und Pelzmützen, doch besteht davon bloss noch eine vage Erinnerung. In der Hauptsache schoss man den Hasen – der nun beinahe ausgestorben ist und noch einen kleinen Bestand aufweist, weil man Hasen einpflanzte – des Fleisches wegen, sei es zur Bereicherung der Speisekarte im eigenen Haushalt, sei es, um es zu verkaufen. Man verstand sich in den Jägerfamilien auf die Zubereitung des Hasenpfeffers. Alle diese kleinen Tiere wurden mit Schrotgewehren beschossen.

Wer den Hasen fangen wollte, musste schauen, dass er ihm Salz auf den Schwanz streuen konnte; dies galt überhaupt für den Fang aller Tiere, wie es ja auch nicht eine Weisheit darstellt, die nur in Lax allein gesagt wird. Ab und zu entdeckt man einen Hasen aus unserer Gegend ausgestopft in einem Museum der Alpentiere. Stolz wies mancher Jäger nach, dass er Hasen geschossen und gegessen hatte, indem er Hasenbein zur Zigarrenspitze gestaltete.

Die Fuchsjagd wird betrieben, um den Hühnerdieb auszurotten oder wenigstens seine Zahl zu vermindern. Er wird normalerweise als Jagdtier geschossen. Heute ist sein Fell so geringwertig, dass der Fuchs wortwörtlich keinen Schuss Pulver mehr wert sein soll. Zu gewissen Zeiten war das anders, besonders nach dem Ersten Weltkriege, als ein Fuchspelz bis zu Fr. 120.– verkauft wurde. Da lohnte es sich, ganze Nächte *dm Fux z passe*. Man legte *e Beizi* vor Ställe, konnte so in der Stallwärme das Herannahen des Fuchses abwarten, den der Hunger zum Köder zog, der meistens aus Abfallfleisch (*Blaggfleisch*, Aas, Fleisch von verendeten Tieren), nicht selten aus *Siferta*, *Richti* bestand. Kam der Fuchs an die Beize, wurde er geschossen. Die Fuchsjäger pflegten treffsicher zu sein und verfehlten selten ihre Beute. Auch in Scheunen wurden *Glotzjini* ausgesägt, um von hier aus den Fuchs zu belauern. Ob den Flühen im Südhang von Lax hatten die Füchse ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Es lohnte sich daher, am oberen Felsrand oder im «*Lochi*» eine Hütte zu erstellen mit einem Guck- und Schiessloch (*Fuxelotzi*). Drunten wurde die Beize ausgelegt, und der Fuchs, der sich daran wagte, von oben geschossen. Diese *Fuxelotzene* hatten den Nachteil, dass man trotz guten und vielen Decken und Fellen fror – kälteste Winternächte galten für diese Jagd als die geeignetsten; dafür scheint bei normaler Windrichtung der Fuchs die Anlage und den Jäger weniger gerochen zu haben, während man behauptete, der Fuchs habe das Metall des Gewehres gerochen, wenn man ein solches im Stall aufbewahrte und er habe denn auch Beize Beize sein lassen. Das Giftlegen gab man auf, da es eine Gefahr für andere Tiere darstellte und sogar für den Menschen Gesundheitsschaden bringen konnte und auch, weil der Pelz scheints darunter litt, wenn das Tier Gift einnahm.

Gelegentlich ass man auch Fuchsenpfeffer, der aber eine spezielle und eher langwierige Einbeizung benötigt, dann allerdings das Fleisch gut geniessbar macht, so dass manche es nicht merken, was sie gegessen haben, wenn das Mahl beendet ist, bis eine Aufklärung gegeben wird.

Ebenfalls in der Nachtruhe stören konnte die Jäger von Lax der Dachs – wenn sich ein solcher zeigte. Er wurde gejagt seines Pelzes und seines Fleisches wegen, auch wegen des Fettes. Das Fett wurde daheim als Heilmittel verwendet, jedenfalls an Apotheken verkauft. Sein Fleisch habe gemundet wie solches von Ferkeln, wenn man ihm *d Wildi* genommen habe.

Hatte es sich herumgesprochen, dass weiss Gott wo in der nähern oder weitern Umgebung ein Dachs gesichtet wurde, tat man sich zu einem Grüpplein zusammen und zog los, manchmal bis zu 20 km in einer Nacht. Man war ausgerüstet mit einem Dachshund – eine starke, zähe Rasse, da sonst der Dachs entwischen konnte. Man trug auch Dachsengabeln: einen Dreizack, bei dem der Mittelzacken etwas kürzer war; und es war gut, schon beim Weggang sich mit einem Stock zu versehen, denn die Jagd ging so vor sich, dass der Hund nicht nur den Dachs aufstöberte, sondern ihn auch fing und halten musste, bis der Jäger kam, was dem Hund nicht selten schwere Verletzungen einbrachte. Der Hund musste so abgerichtet sein, dass er weder das Fell zerbiss noch sich am Dachs vergriff. Kam nun einer der Jäger, der die Dachsengabel trug, setzte er diese auf den Nacken des Dachses, so dass der Mittelzacken ihn wohl hielt, aber nicht durchstach, während sich die beiden längern *Zingge* in die Erde bohrten und das Entwischen des Tieres verunmöglichen. Ein weiterer Jäger versetzte dem Dachs Schläge mit dem Stock auf die Nase, so dass dem gefangenen Tiere das Leben ausging, was auffallend weniger und gar nicht starker Schläge bedurfte, da der Dachs an der Nase wenig ertrage. Es war kein geringes Ereignis, wenn am Morgen im Dorf herumgesprochen wurde, es sei ein Dachs erlegt worden. Kinder hatten selbstverständlich an dem Ding mit dem seltsamen Pelz eine spezielle Freude. Wer einmal der Leidenschaft des Dachsjagens verfallen war, nahm alle Strapazen auf sich, auch das Risiko, mehrere Nächte erfolglos grosse Strecken durchlaufen zu müssen.

Kein Jagdtier war und ist das Eichhörnchen (*Eichorli, -lini*). Es gab wohl solche, die versuchsweise Eichhörnchen schossen oder sonst erlegten, um das Fleisch zu probieren, doch fand man, es müssen zu viele solcher Tierchen zusammengeschossen werden, um etwas Rechtes auf dem Tisch zu haben. Wenn es schon gejagt wurde, so viel eher wegen des Pelzchens und vor allem wegen des Schwanzes. Dies besonders zu jener Zeit, als es Brauch war, den Hut zu verzieren: Da galt es als fein und grossartig, einen Eichhornschwanz am Hute zu tragen. Allerdings reichte das lange nicht an den Gemsbart oder die Waldhahnenfedern heran! Man fing das Eichhörnchen etwa auch, um es auszustopfen, weniger, um nach Art anderer, die Tiere zur Unterhaltung vorzuführen, wie etwa auch Murmeltiere, in ein Trüllgerät zu stecken und dies zum Drehen zu bringen. Man steht dem Eichhörnchen wohl gesinnt gegenüber, freut sich an seinem possierlichen Wesen. Doch gab es Zeiten, in denen man es

irgendwie als Fresser für schädlich hielt, speziell für den Waldwuchs. Wenn es noch erlegt wird, so entweder aus Übermut oder dann, um als Ziel zu dienen, sei es den Knaben, die eine Kleinkaliberwaffe bekommen haben, sei es für solche, die, wie an Isolatoren (Telephonstassen, wie man sagt), ihre Treffkunst im Steinwurf zeigen wollen.

Als Schädlinge werden bejagt die Maulwürfe (*Schärmühs, Schärmisch*). Früher ging es pflichtmäßig vor sich; man musste Schermäuse jagen und an der von der Obrigkeit bezeichneten Stelle abgeben. (Die Regelungen der Abgabe wichen kaum von jenen ab, wie sie überall nachweisbar sind.) Man musste eine bestimmte Anzahl bringen oder Busse bezahlen oder häufiger, normal: man bekam ein *Tapegäld*. Der Gewaltshaber schnitt die *Tape* (= Füsse) ab oder riss sie aus, damit dasselbe Tier nicht nochmals vorgewiesen werden könne. Man grub die Schermäuse, legte ihnen spezielle Fallen (es gelang mir nicht, eine alte Falle zu finden) oder versuchte, ihrer sonst habhaft zu werden. Heute scheint man sich ihrer in Lax im übrigen nicht sehr stark verbreiteten Gegenwart abzufinden, jedenfalls wird kaum behördlicherseits ihre Vertilgung als eines Schädlings durchgedrückt – vielleicht aus der Erkenntnis, dass der Maulwurf im Grunde eben doch nicht nur als Schädling anzusehen ist.

Die Mäuse (*Müüs, Misch*) erfahren ihre Unbeliebtheit dadurch, dass bei uns wohl fast jede Haushaltung eine Katze hält, dass man Fallen stellt und etwa auch Mäusegift legt. Die Fallen sind solche moderner Herstellung, wie man sie in allen einschlägigen Geschäften kaufen kann. Früher gab es Mäusefallen in Form von Kästchen, die über die Vorrichtung eines Stäbchens, bei dessen Berührung das Türchen fiel, zum Fang des Nagetierchens dienten. Der hinten als Lockfrass aufgelegte Speck wurde dem Nascher zum Verhängnis.

Wildkatzen gibt es bei uns keine, wohl aber verwilderte Hauskatzen, die jedoch kaum erlegt werden, da Katzenfleisch als ungenießbar gilt – was nicht hindert, dass Hasenpfeffer auch bei uns manchmal miaut (Dachhase!).

Den Wassertieren gegenüber ist man indifferent eingestellt, man jagt sie nicht, kümmert sich wenig um sie. So wird nicht gefischt, selbst da nicht, wo Fische sich vorfinden. Auch die Frösche (*Hopschel, Hobschja*) werden nicht gefangen, da das Froschschenkelessen bei uns kaum bekannt war, bis Fremde oder solche, die in der Fremde gewesen waren, sich darum interessierten. Jetzt wird

nun ab und zu auf Frösche Jagd gemacht. Die Kröte wurde nicht immer genau unterschieden von den Fröschen. Die Kröte wurde wohl auch wegen ihrer Hässlichkeit etwa mit Steinen beworfen, aber man hielt sie für giftig und glaubte, sie spritze ein Gift aus, wenn man in ihre Nähe komme, wobei sie besonders treffsicher die Augen bespritzen könne. Heute ist die Einstellung günstiger, da man sie als Vertilgerin von Ungeziefer erkannt hat.

Zu den Tieren des Feldes, die nicht Säugetiere sind, ist die Einstellung ganz anders. Ausser den Schnecken und Käfern, die man kaum beachtet, werden nicht wenige Tierchen irgendwie als Ungeziefer, Schädlinge angesehen, zum Teil mit Recht. Wie mancherorts im Wallis weiss man noch, dass die Schnecken früher Handelsware darstellten, dass man sie sammelte und Händlern verkaufte, selbstverständlich gedeckelt. Der Genuss von rohen Schnecken als Heil- oder Vorbeugungsmittel gegen Erkältungen dürfte in Lax eine individuelle Übung gewesen sein. Der Mann, ein Fremder, starb tatsächlich hochbetagt. Die Rolle der rohen Schnecke im Heilungsprozess bei Lungen- und Magenkrankheiten scheint nicht bekannt zu sein. Auch die Waldschnecke wird nicht gesammelt, mit Zucker bestreut und in Öl aufgelöst!

Die Schlangen sind in ihren Unterschieden erkannt. Man weiss, dass es Vipern (*schwarz Schlange*), Nattern und Kreuzottern gibt, traut sich aber nicht immer zu, die Unterscheidung richtig getroffen zu haben, weshalb man jeder Schlange, der man begegnet, den Kopf zertritt oder sie mit Ruten oder Steinen erschlägt. Das Aufsuchen der Eier, um die Brut auszurotten, ist eher unbekannt; wenn man aber auf Schlangeneier stösst, werden sie vernichtet. Die Jagd auf Schlangen zum Gewinn von Fett, das verkäuflich sein soll, weil ihm Heilwirkungen zugesprochen werden, ist bei uns nicht, jedenfalls schon lange nicht mehr, üblich. Auch das Gift wird nicht mehr gewonnen, während man es früher verkaufen konnte, da es in den Apotheken zu Heilmitteln oder Serum gemacht worden sei.

Eidechsen (*Grienig, Grieniga* und *Lattüechini*) werden nicht eigentlich gejagt. Die grüne Eidechse muss gelegentlich daran glauben, weil man nicht recht weiss, ob sie giftig ist. Die kleinen Eidechsen werden vielleicht einmal mit Steinen beworfen, um zu sehen, ob der abgeschlagene Schwanz nachwachse.

All das andere Getier, das da kreucht, wird, je nach der Auffassung, ob es nützlich oder schädlich sei, behandelt, sicher nicht böswillig wahllos abgetan.

Die Tiere der Luft bilden Gegenstand der Jagd im eigentlichen Sinne: So früher der Adler und der Lämmergeier, wo es *anmochte*, auch der *Hennevogel* (Bussard; Sperber).

Als Geflügel, das dem Gaumen zusagt, gelten die Schnee- und Steinhühner, Rebhuhn (*Parnise*), der Birkspielhahn, der *Waldhane* und soweit solche zu finden sind, die Schnepfen und etwa auch die wilden Tauben.

Der Waldhahn wird nicht nur seines Fleisches wegen gejagt, sondern auch wegen seines Gefieders. Man sah früher in vielen Stuben ausgestopfte *Waldhane*, und ein *Waldhaneleschwanz* auf dem Hute sicherte dem Träger Bewunderung und etwa auch Zuneigung. Uhu, Eulen (*Gjöpi*, *Gjöpini*, oder *Totenvogel*, *Geissbebener*) und Spechte (*Tannepäcker*) wurden eher zum Ausstopfen geschossen. Der Fasan scheint unbekannt zu sein, ebenso die Wildente. Bei der Zubereitung des Geflügelgerichtes galt es nicht als Leckerbissen, wenn, wie anderorts verlangt, eine Anfaulung eintrat; man schätzt das Fleisch eher in seiner natürlichen Frische.

Elstern, Krähen und Dohlen sind Schädlinge und daher durch Schuss und Steinwurf gefährdet, doch heute wohl kaum mehr. Kleine Vögel werden nicht gejagt, Spatzen höchstens aus Übermut, etwa um zu sehen, wieviele von ihnen ein Schrotschuss trifft. Dass man der Nachteule nachstellte, weil ihr Ruf Tod ankündet, wird verneint. Das Nestausnehmen ist nicht üblich.

Amseln, Stockmeisen und andere fing man, um daheim ein kleines Gefiedertes zu besitzen. Man verwandte dazu einen eigens konstruierten Kasten (vgl. SVk 43 [1953] 109f.) oder man legte speziell den Amseln *Lisat* (Leinsamen) hin oder Erbsen, die mit Schnurfaden verbunden waren; wenn der Vogel die Frucht aufpickte, schluckte er auch den Faden, konnte, da dieser festgebunden war, nicht mehr wegfliegen und geriet in Gefangenschaft.

Die Art der Jagd scheint in Lax auch beim Geflügel nicht vom allgemein üblichen abgewichen zu sein.

Die Maikäfer jagte man, wie es ging, musste solche etwa auch abliefern, doch erreicht die Plage bei uns kaum die Intensität wie im untern Teil des Landes, wo man mit modernsten Mitteln den Kampf aufnimmt.

Den Faltern wird nicht nachgestellt. Einheimische sammeln keine Schmetterlinge (*Fligfoltre*), weder für eigene Sammlungen noch für fremde.

Fliegen und Insekten aller Art erfahren wegen ihrer Lästigkeit die Behandlung, wie sie überall anzutreffen ist,

Die Hummel wird nicht gejagt, aber manchmal geht es ihr doch übel, wenn sie sich für ihren Honig wehrt, den Naschmäuler im Wiesengrund entdecken und sich aneignen.

Ameisenhaufen wurden gelegentlich nach Pech durchsucht, da dieses Pech von den Ameisen besäuert werde und dann als Weihrauch oder daheim als Wohlgeruch Verwendung finde. Da dem nicht so ist, rentiert sich das Suchen aber gar wenig. Auch ist bei uns nicht in Erinnerung, dass man Stäbchen zart schnitt und rein schabte, um sie in den Ameisenhaufen zu stecken. Zog man das Stäbchen heraus, soll es wie süsse Limonade geschmeckt haben, sagen solche, die dieses Stochern kannten und übten. Auch soll dieser «Saft» als sehr gesund gegolten haben – es entging uns also Wertvolles!

Diese Angaben beruhen auf Nachfrage und eigener Erinnerung, beanspruchen bei weitem nicht die Wertung der Vollständigkeit. Unsere Leute gehen wie mit den Menschen auch mit der unvernünftigen Kreatur so um, dass eine friedliche Koexistenz gesichert bleibt. Die Aufklärung der Schule, der landwirtschaftlichen Kurse u. a. m. mag überdies in der Frage der Nützlichkeit oder Schädlichkeit mancher Tiere eine bessere Aufklärung gebracht haben, so dass im Verhalten zu manchem Tiere eine gewisse Änderung eingetreten sein wird. Meistens aber ist es heute wie früher: leben und leben lassen!

Gebrauch und Herstellung von Holzgefässen im Lötschental

Von *Beat Rittler*, Wiler-Lötschen

Vor dem Bau der Lötschbergbahn und der Fahrstrasse war das Lötschental abgeschlossen. Die Bewohner hatten wenig Geld und waren daher weitgehend Selbstversorger. Dies gilt für Nahrung und Kleidung sowohl wie auch für viele Gegenstände des täglichen Lebens. Unter diesen Gebrauchsgegenständen sind verschiedenartige Gefässe aus Holz bemerkenswert und für die Volkskunde von Bedeutung. Wir wollen diese zunächst in einem Überblick aufzählen und dabei ihre Verwendung angeben. Danach wollen wir in die Werkstatt eines Dorfküfers treten und ihm aufmerksam zuschauen bei der Herstellung eines Holzgefäßes; wir wollen die einfachen, teils selbsterfundenen Mittel und Behelfe kennen lernen